

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2001

Theaterverhältnisse
im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Erika Brokmann (Detmold), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Martin Friedrich (Bochum), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Harro Müller (New York), Maria Porrmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Angelika Schlimmer (Köln), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2001
7. Jahrgang

Theaterverhältnisse im Vormärz

herausgegeben von
Maria Pörmann und Florian Vaßen

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Theaterverhältnisse im Vormärz / hrsg. von Maria Pormann
und Florian Vaßen. – Bielefeld : Aisthesis Verl., 2002
(Jahrbuch ... /FVF, Forum Vormärz Forschung ; Jg. 7. 2001)
ISBN 3-89528-350-9

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1
mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt.
Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht
mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2002
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, gw@geisterwort.de
Herstellung: Digitaldruck Center, Witten
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89528-350-9
www.aisthesis.de

Anne Maximiliane Jäger: „Besäß auch in Spanien manch' luftiges Schloß“. *Spanien im Werk Heinrich Heines* (Heine-Studien). Stuttgart und Weimar: Metzler, 1999.

Kai Neubauer: *Heinrich Heines heroische Leidenschaften. Anthropologie der Sinnlichkeit von Bruno bis Feuerbach* (Heine-Studien). Stuttgart und Weimar: Metzler, 2000.

Als Publikationsort vor allem von Dissertationen und Habilitationsschriften ist die von Joseph A. Kruse herausgegebene Reihe der Heine-Studien seit drei Jahrzehnten eine Säule der Heine-Philologie. Das Niveau der Bände ist nicht einheitlich und reicht, um Titel der letzten Jahre zu nennen, von eher blassen Studien wie der von Christian Höpfner (Romantik und Religion. Heinrich Heines Suche nach Identität. 1997) bis zu höchst anregenden wie denen von Ortwin Lämke (Heines Begriff der Geschichte. Der Journalist Heinrich Heine und die Julimonarchie. 1997) und Arnold Pistiak („Ich will das rote Sefchen küssen“. Nachdenken über Heines letzten Gedichtzyklus. 1999). Zwei unlängst erschienene Bände der Reihe, Anne Maximiliane Jägers Marburger und Kai Neubauers Düsseldorfer Dissertation, sollen im folgenden angezeigt werden.

„Spanien im Werk Heinrich Heines“, der Untertitel von Jägers Arbeit, wirkt auf den ersten Blick verstaubt, doch statt trockener Einfluß-Philologie und Motivrecherche liefert die Verfasserin eine Folge von eingängigen Interpretationen derjenigen Werke Heines, in denen Spanien als Ort der Handlung, als Folie oder Bezugsgröße eine Rolle spielt. Ausgehend vom komparatistischen Konzept der Imagologie untersucht sie Heines „durch und durch“ (S. 3) literarisches Spanien: Heine war nie in Spanien, seine Pläne, als Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung“ das Land zu bereisen, scheiterten, der literarischen Projektionsfläche (vgl. Karl-Heinz Fingerhuts Aufsatztitel „Spanische Spiegel“) am nächsten kommt der Autor bei seinem Kuraufenthalt im Pyrenäenbad Cauterets im Juli 1841. Jäger bestimmt Heines Verhältnis zu Spanien als ein Spannungsverhältnis zwischen zwei konträren Spanienbildern, dem der Aufklärung, das in Spanien die rückständige katholische Gegenmacht zu Humanität, Glaubensfreiheit und gesellschaftlichem Fortschritt sah, und dem der Romantik, deren Vorstellung von Spanien sich aus der Verklärung der maurisch-orientalischen und christlich-mittelalterlichen Vergangenheit des Landes speiste. Für Heine, der politisch wie ästhetisch gleichermaßen in aufklärerischen wie in romantischen Traditionen wurzelt, wird, so Jäger, „das Spanienthema zum Gegenstand, die eigene Stellung

und das eigene Selbstverständnis im Spannungsfeld von aufklärerischen und romantischen Tendenzen zu reflektieren und literarisch zu behaupten“ (S. 6). Ihre Untersuchung der auf Spanien bezogenen Texte Heines erhält damit etwas Exemplarisches, das weit über bloße Motiv- und Einflußforschung hinausweist.

Das Spektrum der Texte Heines, die Jäger heranzieht, reicht vom dramatischen Erstling „Almansor“ bis zum Nachlaßfragment „Bimini“, und so unterschiedlich wie die einzelnen Texte und ihr jeweiliger Bezug zur Spanien-Thematik fallen auch die Fragestellungen aus, die an sie herangetragen werden. Dem Anspruch, eine „genaue Analyse und Interpretation der einzelnen Texte bei steter Berücksichtigung ihres historischen, literarischen und werkbio-graphischen Kontexts“ (S. 12) zu liefern, werden Jägers Ausführungen stets gerecht, manche Akzente hätten anders gesetzt werden können, einige Analysen fallen umfassender, andere fragmentarischer aus. Die umfangreichsten Kapitel befassen sich mit der „Almansor“-Tragödie, dem „Rabbi“-Fragment und dem „Atta Troll“. Die Ausführungen zur meist etwas stiefmütterlich behandelten Tragödie der scheiternden Liebe zwischen Mauren und Christin schließen eine Lücke der Heine-Forschung. Zurecht weist Jäger auf die noch der Romantik verhaftete Vorstufe der Heineschen Sensualismuskonzeption hin, die in der Religionspolemik des „Almansor“ sichtbar wird, und durchaus reizvoll ist der Vorschlag, Schillers „Braut von Messina“ als Folie unter den „Almansor“ zu schieben. Ob Heines Einsatz des Chores („Almansor“, V. 1158ff.) aber tatsächlich „weitestgehend“ (S. 55) mit Schillers in der Vorrede zur „Braut“ formulierten Konzeption einer distanzierenden, die Affekte der Zuschauer durch die vernünftige Betrachtung und Kommentierung des Bühnengeschehens beruhigenden Instanz übereinstimmt, wie Jäger meint, muß bezweifelt werden: Heines Chor tritt nur ein einziges Mal auf und hat vor allem die Funktion, ein verklärtes Bild der Maurenherrschaft über Spanien zu beschwören und so die nötige Fallhöhe zur christlichen Niedertracht, die sich in Zuleimas Bräutigam manifestiert, zu schaffen. Gewiß kann Jägers Interpretation zu einer breiteren Auseinandersetzung mit dem „Almansor“ anregen – das wäre ein echtes Verdienst und würde für die Zukunft die etwas weitschweifige Inhaltszusammenfassung (S. 24-31) überflüssig machen.

Ein ebenfalls rund sechzig Seiten starkes Kapitel zum „Rabbi von Bacherach“ schließt sich an. Bemerkenswert ist hier Jägers starke These, aus der Problematik der eigenen Taufe und dem Versuch, sie im „Rabbi“-Roman zu bearbeiten, habe sich für Heine die dann literarisch umge-

setzte Einsicht ergeben, daß Historisch-Objektives und Individuell-Subjektives zusammengehören. Die Taufe wird so gleichsam zur Initialzündung der „Reisebilder“-Prosa: „Vielmehr wird die unauflösbare Interferenz von Geschichte und Gegenwart, von objektiver und subjektiver Ebene sichtbar, die Heine innerhalb der projektierten Form des historischen Romans nicht mehr umsetzen kann. Diese Interferenz wird aber zum Strukturprinzip, geradezu zur ‚Signatur‘ der Heineschen Prosa von den *Reisebildern* an.“ (S. 144) Am Schluß des Kapitels schränkt Jäger diese These insofern ein, als sie Heines Hegel-Rezeption als Ursache seiner Reflexion auf literarische Subjektivität und Objektivität heraushebt und Taufe und „Rabbi“ daneben als Anlaß dieses Entwicklungsprozesses bestehen läßt.

Im Kapitel zum „Atta Troll“ müssen gegen die sonst sorgfältige Arbeit der Verfasserin methodische Einwände erhoben werden. Jäger stützt sich in ihrer Deutung auf die Zeitschriftenfassung des „Atta Troll“ mit ihren drei „Bärenreden“ (vgl. S. 191, Anm. 12, und S. 217), benutzt dann aber doch den (abweichenden!) Text der Buchfassung (S. 218 und S. 221, wo eine ganze Strophe, Caput X, V. 73-76, zitiert wird, die in der Zeitschriftenfassung gar nicht enthalten ist!). Dabei hätte Jäger im zweiten Band der Heine-Säkularausgabe den Zeitschriftendruck bequem zur Hand gehabt. Daß sie den Griff zu dieser zweiten historisch-kritischen Heine-Ausgabe scheut, ist um so erstaunlicher, als sie im gleichen Kontext (vgl. S. 219, Anm. 93, und S. 220, Anm. 96 und 99) ohne Not Heine-Texte auch nicht nach der Düsseldorfer Ausgabe, die sie ansonsten zugrunde legt, sondern nach der Studienausgabe von Briegleb zitiert. Besonders problematisch wird der nur vorgebliche Rückgriff auf die Zeitschriftenfassung dort, wo, S. 226, der Bezug vom Mops-Caput des „Atta Troll“ zum „Schwabenspiegel“, in dem Heine die schwäbischen Dichter als politische Reaktionäre angreift, die die „Weisen von anno 13 und 14 anstimmen“ (DHA XI, 98), nur dann deutlich wird, wenn tatsächlich nach dem Druck in Laubes „Zeitung für die elegante Welt“ zitiert wird. Dort nämlich deckt der Mops aus der schwäbischen Dichterschule seine Blöße mit einem „Patriot’schen Bettelmantel“ (HSA II, 210), was zu den reaktionären Gesängen der Befreiungskriege paßt; in der Buchfassung, die Jäger zitiert, greift der Mops zum „Religiösen Bettelmantel“ – und der von Jäger herausgestellte Bezug zum „Schwabenspiegel“ bleibt unklar.

Aus Heines „Romanzero“, dessen Titel bereits auf spanische Literaturtraditionen verweist, greift Jäger drei Gedichte heraus, den „Mohren-

könig“, den „Vitzliputzli“ und „Jehuda ben Halevy“. An die schlüssigen Analysen lassen sich im Detail Anfragen richten, so etwa die, ob die Bedeutung von Spontinis Oper „Fernand Cortez“, die Heine in Berlin gesehen haben könnte und mehrfach erwähnt, für die Gestaltung des „Vitzliputzli“ nicht überschätzt wird oder doch zumindest durch andere intertextuelle Befunde ergänzt werden könnte. Bei Jägers überzeugendem Zugriff auf Heines Texte verwundert es, daß sie der Aufforderung des Text-Ich in „Jehuda ben Halevy“, Mathilde Heine möge doch Hebräisch lernen, um die sephardische Dichtung im Original lesen zu können (vgl. DHA III, 151) nichts Komisches abgewinnen kann (vgl. S. 306) – dabei ist es doch recht witzig, die auf die christlich-abendländische Gesellschaft zielende Aufforderung, sich selbständig der kulturellen Traditionen auch des Judentums zu versichern, ausgerechnet an die intellektuell eher unbedarfte Gattin des Dichters zu richten. Ernst gemeint ist allerdings die dahinter liegende Reflexion auf das Verhältnis von Bildung, Gerechtigkeit und Freiheit und das zugleich evozierte Eingedenken der jüdischen Kultur.

Einen ganz anderen Zugang zu Heines Werk wählt Kai Neubauer. Weniger die Analyse und Interpretation Heinescher Texte stehen, wie bei Jäger, im Vordergrund, sondern die Einordnung Heines in eine pantheistisch-sensualistische Tradition, die Neubauer bei Giordano Bruno beginnen läßt. Ob und, wenn ja, welche Schriften Giordano Brunos Heine gekannt haben könnte, läßt sich nicht nachvollziehen. Vermutlich wird man, wie vielfach bei seinen Urteilen zur Philosophie, davon ausgehen müssen, daß er auf Wissen aus zweiter Hand zurückgreift. Erwähnung findet der Renaissance-Philosoph bei Heine nur ein-, bzw., wenn man die wörtliche Übertragung in der französischen Ausgabe (vgl. DHA VIII, 343) mitrechnet, zweimal. In „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ schreibt Heine über Schellings Bruno-Abhandlung: „Dieser Titel erinnert an den edelsten Martyrer unserer Doktrin, Jordano Bruno von Nola, glorreichen Andenkens.“ (DHA VIII, 112) Wenn es um die philosophiegeschichtlichen Quellen von Heines Pantheismuskonzeption und sinnlicher Diesseitsreligion geht, hat die Forschung zumeist auf Spinoza verwiesen, Neubauer hält dagegen: „Wenn hier im Bezug auf Heine Bruno gegen Spinoza ausgespielt wird, dann nicht mit dem Ziel, die Bedeutung des letzteren für die Ausbildung des deutschen Pantheismus von Lessing bis zu den Jungdeutschen herabzusetzen, sondern ganz im Gegenteil zu dem Zweck, die Aspekte jenes Einflusses angemessen

beurteilen zu können, die Spinoza der Renaissance, und hier insbesondere Bruno, verdankte bzw. verdrängte.“ (S. 2)

Der Weg von Bruno zu Heine führt also über die Rezeption der italienischen Renaissance und die des Brunoschen Pantheismus. Dazu referiert Neubauer zunächst den Forschungsstand zu Heines Verhältnis zur Renaissance, um in einem zweiten Schritt zu überprüfen, aus welchen Quellen sich Heines pantheistischer Sensualismus speist. Die Kapitelüberschrift „Heine, Bruno und der Spinozismus der Goethezeit“ (S. 24) gibt die Richtung vor, die Entwicklung geht von Bruno über Spinoza zu Lessing und Goethe, letzterer wiederum wird als Ideengeber für Heines Sensualismus und Pantheismus über die Anregungen aus dem Umfeld der Saint-Simonisten gestellt. Wie Heine die so tradierten Vorstellungen in sein pantheistisches Konzept integriert und mit den Ergebnissen seiner eigenwilligen Deutung der Reformation zu einer in sich widerspruchsvollen sensualistischen Doktrin verschmilzt, zeigt Neubauer anhand der beiden Deutschland-Schriften der 1830er Jahre mit einer doppelten Stoßrichtung: Heines „Versinnlichung des Pantheismus“ (S. 85) führe einerseits zur Kunstautonomie, andererseits zur politischen Forderung nach einer Emanzipation des Sinnlichen. Anders als der Klappentext verheißt, der das „subversive Potential der Sinnlichkeit“ als „Waffe im politischen Kampf“ betont, läßt der Verfasser diesen Faden jedoch fallen und widmet sich religiösen und ästhetischen Aspekten von Heines sensualistischem Konzept. Die politische Sprengkraft der Heineschen Forderungen nach irdischem Glück und sinnlicher Lust kommt dabei zu kurz.

Das ist jedoch nicht die einzige Erwartung, die der Klappentext weckt, aber nicht einlöst. Wie auch im Untertitel der Studie wird dort Ludwig Feuerbach neben Bruno als zweiter Bezugspunkt einer „Anthropologie der Leidenschaften“ genannt, faktisch handelt es sich aber dann doch im wesentlichen um eine Untersuchung zur Bruno-Rezeption bis Heine, in der Feuerbach kaum eine Rolle spielt. Was bleibt, ist im wesentlichen eine Studie zu Heine und Bruno. Angesichts der augenscheinlich nur vermittelten Verbindung der beiden ein heikles Unterfangen: Es gehe darum, bei Goethe, aber dann auch bei Heine „Einflüsse aufzuzeigen, deren dieser sich selbst nicht bewußt war“ (S. 8). *Hätte* Heine Bruno (besser) gekannt, *hätte* er ihn gut in seine Konzeptionen integrieren können, das ist der Tenor der manchmal spekulativen Ausführungen: „Bruno hätte Heine also wertvolle Argumentationshilfen leisten können, indem er den Einfluß von Descartes und Spinoza relativiert und als Be-

gründer des naturphilosophischen Stranges zu einer besseren Einschätzung von Schellings Philosophie beigetragen hätte“ (S. 114), heißt es in Bezug auf Heines Schelling-Rezeption. Eine solche Philosophiegeschichte im Konjunktiv wird schnell beliebig, wie das folgende Beispiel zeigt (das Zitat im Zitat stammt von Hans Blumenberg, Hervorhebungen vom Rez.): „Wenn es aber wahr ist, daß in der Renaissance ‚Mittelalter und Neuzeit für ein gutes Stück der Geschichte gleichzeitig‘ sind, dann *wiederholt* sich eine *ähnliche* Konstellation mit *umgekehrten* Vorzeichen zur Zeit der deutschen Klassik und Romantik, *was belegt*, daß die Konflikte der Epochenschwelle auch nach dem Vorübergehen von mehr als zwei Jahrhunderten noch virulent waren.“ (S. 196) – Nach diesem rhetorischen Muster lassen sich beliebige Sachverhalte zu Syllogismen verkoppeln, was aber eigentlich ausgesagt werden soll, bleibt dunkel. Schon der Titel von Neubauers Arbeit ist eher assoziativ als präzise: Was sind „Heinrich Heines heroische Leidenschaften“? Eine deutsche Übersetzung von Brunos „Degli eroici furori“ trägt den Titel „Von den heroischen Leidenschaften“ (Hamburg 1989) – und auch Heine benutzt die Wendung an zwei aufeinanderfolgenden Stellen in „Shakespeares Mädchen und Frauen“ (vgl. DHA X, 112). Die Geschichte dieses Begriffs wird aber von Neubauer nirgendwo geklärt, dabei läßt der Kontext (Heine spricht beide Male mit spöttischem Unterton von „hochpoetischen heroischen Leidenschaften“ und meint damit die künstliche Glut der Theaterheldinnen und -helden, die sie sich nach dem Ende der Aufführung mit der Schminke abwischen) vermuten, daß Heine etwas ganz anderes meint als Bruno mit seinem „eroico furore“. Etwas mehr Genauigkeit hätte man sich auch im Handwerklichen gewünscht. Da wird, S. 10, ein Zitat den „Französischen Zuständen“ (1833) zugeordnet, das einem Artikel für die „Allgemeine Zeitung“ vom 8. März 1836 entstammt, und an anderer Stelle heißt es nach einem Zitat: „wie Heine im Mai 1847 in *Lutezia* schreibt“ (S. 78). Am 7. Mai 1847 erschien jedoch nur jener Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“, den Heine später für die „Lutezia“ (1854) überarbeitet hat, und der herangezogene Passus, eine Äußerung zu Spinoza, gehört nach dem Apparat von DHA XIV nicht dem ursprünglichen Artikel, sondern erst dem Entwurf des Erweiterungstextes für die Buchfassung an, so daß die Datierung um wenigstens fünf Jahre fehlerhaft.

Die Einwände sollen aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß Neubauer mit seiner Studie zur Rezeption von Giordano Brunos Pantheismus und sensualistischer Anthropologie einen Beitrag zur Genese und Interpretation der Ideenwelt Heines in ihrem (philosophie-)historischen

Kontext geliefert hat. Beide Arbeiten, die von Anne Maximiliane Jäger wie die von Kai Neubauer, zeigen, daß sich Heines Werken durchaus noch neue Aspekte abgewinnen lassen – eher Fragen und Anregungen als letztgültige Antworten. Der manchmal etwas auf der Stelle tretenden Heine-Philologie kann das nur nützen – aber auch der Vormärz-Forschung insgesamt, sofern sie komparatistische oder philosophiehistorische Impulse aufnehmen will.

Robert Steegers (Bonn)

Wendy Wagner: *Georg Büchners Religionsunterricht, 1821-1831. Christlich-protestantische Wurzeln sozialrevolutionären Engagements.* (Studies in modern German literature 93). New York et al.: Peter Lang, 2000.

Titel und Untertitel dieser bei Sigrid Bauschinger an der University of Massachusetts, Amherst, entstandenen Dissertation lassen zugleich aufhorchen und stutzig werden: Gibt es hier tatsächlich Neues zu entdecken, das das bestehende Büchner-Bild erweitert oder revidiert? Oder droht hier eine theologische Umarmung und Heimholung, die den gescheiterten Revolutionär und frühverstorbenen Autor in den Schoß der christlichen Religion zurückführt? „Insgesamt dürfte dieses Buch der Büchner-Forschung erlauben“, formuliert die Verfasserin am Ende ihrer Einleitung, „die Rolle der Religion für Büchner neu zu bewerten, sowohl die tief religiöse Sprache seiner Briefe, wie auch die religiösen Themen in seinen Werken unter einem neuen Gesichtspunkt zu betrachten [...]. In diesem Sinne hofft die Autorin durch die Darlegung der Quellen aus dem Religionsunterricht einen Beitrag zu leisten, der nicht mehr für sich beanspruchen will, als der Büchnerforschung ein neues Mosaiksteinchen zu einem vollständigeren Büchnerbild geliefert zu haben.“ (S. 8)

Mehr als ein Mosaiksteinchen, um auf die erste der eingangs gestellten Fragen zu antworten, hat die Verf.in tatsächlich nicht beigesteuert, und was die befürchtete religiöse Vereinnahmung angeht, so finden sich immer wieder Formulierungen, die Büchners Religiosität weniger belegen als behaupten: Da ist von der „auf seiner eigenen Christlichkeit basierenden Beschäftigung mit Religion“ (S. 181) ebenso die Rede wie von „Büchners Selbstverständnis als Christ“ (S. 210). Ansatz und Argumentationsgang Wagners scheinen also mit Vorsicht zu betrachten zu sein.

Wagners Ansatz beruht darauf nachzuvollziehen, welche religiöse Prägung Büchner in seiner Kindheit und Jugend erfahren haben könnte.